Wiltrud Hendriks, Mit Sterbenden leben, Hannover: Lutherisches Verlagshaus ^{2}1988, S. 73-78:

Die Wahrheitsfrage – Sinn des Leidens

Verlernt haben heutzutage viele Menschen, dem Leid, das sie erfahren, einen Platz in ihrem Leben zu geben, der Sinn enthält. „Warum muß ich sterben?“ sind die Sorgen der Gesunden. „Wie werde ich sterben?“ ist die konkrete Frage der Sterbenskranken. Der erste Schritt zur Annahme ihres Sterbens wird mit der Frage nach dem Sinn getan. Sie ahnen oder wissen, daß sie sterben müssen, deshalb versuchen sie, die letzte Wegstrecke ihres Lebens nicht sinnentleert in den vorgegebenen Begrenztheiten zu leben.

Ein vom Tod gezeichneter Mann fragte mich: „Wie werde ich die letzten Tage wohl verbringen? Auf alle Fälle werde ich versuchen, so lange wie möglich zu Hause zu bleiben, um alles zu ordnen!“ Ich habe bei Sterbenskranken nie eine Auseinandersetzung mit der Warum-Frage in Bezug auf ihr Leiden gehört, wenn ihre Zeit zum Sterben gekommen war. Es herrschte dann bei ihnen eine gefüllte Zeitlichkeit des Alltags. Es wurde gefragt: „Wie gestalte ich mein Leben mit meinen mir gebliebenen Kräften? Was kann ich mir noch an Wünschen erfüllen? Welche Sehnsüchte habe ich eigentlich?“

Eine krebskranke Patientin, die noch einmal nach Hause entlassen wurde, ehe sie in der Klinik starb, die ihren Garten sehr liebte, sagte zu mir: „Wenn ich wieder nach Hause komme, dann mache ich keine Gartenarbeit mehr!“ Sinn für den Rest ihres Lebens zeigte sich für sie nicht darin, daß sie noch irgendwelche Arbeiten machen wollte, zu denen sie in ihrem Zustand in der Lage gewesen wäre, sondern daß sie sich jetzt andere Werte erschloß. Ich hörte von ihr: „Wenn ich zu Hause bin, freue ich mich über die Blumen hinter meinem Fenster. Meine lange Krankheit hat mir gezeigt, daß doch anderes wichtig im Leben wird als das, wonach man sonst immer strebt. Meine Liebe gilt heute besonders den Blumen und den Gedichten meiner kleinen Enkelin in München.“

Auch auf dem Weg zum Tod setzt der Mensch Hoffnung frei, aber keine Hoffnung auf Gesundung, sondern die Hoffnung oder die Erfahrung, daß die schwere Krankheit, das Leiden einen Sinn hat, der sich finden lassen muß und kann. Allein vermag aber der Mensch das kaum, das gilt für die Kranken wie für deren Begleiter. Sinnfindung im Leiden ist möglich, wenn der Sterbenskranke von Menschen begleitet wird, die bereit sind, ihm Barmherzigkeit zu erweisen, sich mit seinen Hoffnungen, aber auch mit seinen Ängsten und Zweifeln auseinanderzusetzen.

Der behandelnde Arzt wird von dem Patienten oft durch ein Gespräch in dieses meditierende Suchen hineingenommen. „Herr Doktor, wie steht es um mich?“ wird der Arzt gefragt. Er antwortet: „Wir versuchen alles, was möglich ist!“ Unklar bleibt für den Kranken, wer sich hinter dem „wir“ versteckt, ob die Behandlung ein Versuch ist, welche Möglichkeiten überhaupt noch bestehen.

Für den Arzt wie für den Patienten ist das eine bedrückende Gesprächssituation. Wenn der Kranke die Antwort auf sich wirken läßt, werden sich seine Gedanken im Kreise drehen: „Ist es der letzte Versuch? Ist das wirklich die einzige Möglichkeit, die ich noch habe? Muß ich etwa bald sterben?“ Mancher Arzt wird sich fragen: „Habe ich dem Patienten die Angst genommen?“ Auf der anderen Seite gehe ich davon aus, daß ein Arzt niemandem rücksichtslos auf den Kopf zusagt: „Sie werden bald sterben!“

Der Arzt steht in einer ganz schwierigen Situation, wenn er die „Wahrheit“ sagen soll. Er muß in solchen Augenblicken glaubwürdig sein, verbal und nonverbal, dabei ist die Körpersprache so schwer bewußt kontrollierbar. Der Körper verrät ja oft, was wir lieber verheimlichen wollen. Der Arzt soll die aufkeimende Todesgewißheit bei dem Kranken nicht unterdrücken, auf der anderen Seite ihm auch nicht die Hoffnung nehmen. Was soll der Arzt denn tun? Er ist vielleicht gar nicht darauf gefaßt, die Wahrheit zu sagen und die Frage zu beantworten: „Wie steht es um mich?“ Hat er nicht in den vorangegangenen Visiten verschlüsselt von „sich mehrenden Zellen“ gesprochen, die man aber wieder in den Griff bekommt, oder davon, daß diese Operation schon Routine geworden ist, wenn sie auch kaum zu nennhaften Heilerfolgen geführt hat? Hat er nicht in all den Patientengesprächen, soweit es möglich war, das Thema des Sterbens vermieden, weil ein unheilbarer Kranker aus medizinischer Sicht in der Tat ein hoffnungsloser Fall, ein Mensch ohne Hoffnung auf Heilung ist. Wenn keine Hoffnung auf Heilung besteht, worauf dann?

Die sogenannte Wahrheitsfrage ist nicht allein die Frage nach der medizinischen Wahrheit, danach, wieviel Lebenszeit dem Kranken noch bleibt, sondern mit dem Stellen der Wahrheitsfrage ist der Anfang eines Weges begonnen, der in die Annahme des Todes führt. Der Arzt kann dabei medizinische Hilfe leisten, die es möglich macht, die begrenzte Zeit bewußt zu erleben, indem er den Patienten auf seine Möglichkeiten von schmerzlindernden Therapien hinweist und diese anwendet. Der Arzt bleibt immer der erste Ansprechpartner im Verlauf einer Krankheit. Er muß von Patient zu Patient neu entscheiden, was menschlich und würdevoll ist. Einem Menschen gegenüber, der sein Haus bestellen und sein Leben vollenden möchte, wäre es unbarmherzig, seinen unheilbaren Zustand zu verschweigen. Unmenschlich ist es aber auch, einem anderen, der noch gar nicht bereit ist, dem Tod ins Angesicht zu schauen, auf den Kopf hin zu sagen: „Sie sind unheilbar krank.“

Es gibt im Grunde für den Arzt keine Patentantwort auf die Frage des Patienten: „Wie steht es um mich?“, sondern eher ein gemeinsames Abtasten dessen, wo der Patient sich selber aufhält. Seinen sich stets verändernden Standpunkt äußert der Kranke auch im Gespräch, denn das, was er jeweils erfährt und was ihn bewegt, wird er versuchen auszudrücken. Das ist oft mühevoll und traurig für alle, denn der Kranke ist auf dem Weg in den Tod manchmal weiter als seine Umgebung. Dann kann er für Augenblicke zurückkehren, den Platz der anderen aufsuchen, aber er weiß um weitere

Horizonte, dieser alte Ort ist nicht mehr seine Wirklichkeit. Ihm wurde schon eine neue Wahrheit eröffnet. Vielleicht nimmt er flüchtig den Standpunkt der Gesunden ein, aber es gibt kein eigentliches Zurück in deren Welt.

Es ist entlastend zu wissen, daß es nicht um die Wahrheit an sich geht. Wahrheit ist im Prozeß des Sterbens subjektiv und situationsgerecht auszulegen. Die Wahrheit bestimmt auch nicht ein anderer Mensch für den Sterbenskranken allein, sondern die Wahrheit, seine Wahrheit muß und wird er finden, allerdings leichter im Dialog mit den ihn begleitenden Menschen. Die eigene Lebenserfahrung des Sterbenskranken, seine Reife, die menschliche Nähe zu dem, was seine Begleiter sagen, die Fähigkeit, ihn zu verstehen oder nicht, die äußeren Umstände, in denen Arzt und Patient, Angehörige und Seelsorger zu einem Gespräch kommen, die Belastbarkeit von allen, der Zeitfaktor und die Sprachebene, die es ermöglicht, daß ein partnerschaftliches Gespräch entsteht, die Krankheit selber und das Umfeld sind Faktoren, die diese persönliche, individuelle Wahrheit beeinflussen. Ich verneine jede Möglichkeit, die Wahrheitsfrage und deren Beantwortung in irgendwelche Schemata zu pressen.

Die Wahrheitsfrage ist ein tastendes, vorsichtiges Suchen nach dem Sinn von Krankheit und dem damit zu ertragenden Leiden. Der Kranke muß Sinn und Hoffnung in dieser Phase seines Lebens für sich gewinnen, will er nicht hoffnungslos verzweifeln. In diesem Kontext ist die medizinische Wahrheit zwar von einiger Bedeutung, aber nicht die endgültige Wahrheit. Die Wahrheit umfaßt und betrifft alle, den Sterbenden selber und die, die ihn begleiten. Sie ist eine Auseinandersetzung mit seinem und ihrem eigenen Sterbenmüssen. Die Brücke zum Sterben des anderen ist das Standhalten vor der eigenen Todesangst.

Sterbebegleitung ist eine Aufgabe, die über die rein medizinische Betreuung hinausreicht. Sie ist für alle Begleiter mehr als ein Geben von Trostworten. Sie ist auch Trauerarbeit, sofern der Kranke nicht in seiner Trauer stehenbleibt. Er sollte wie seine Begleiter aus dem tiefen Tal der Trauer zu neuen Räumen der Hoffnung und Sinngebung gelangen.

Das wird nicht einzig und allein auf Grund menschlicher Anstrengungen, nicht nur durch Gesprächsführung oder Empathie gelingen. Sinn und Hoffnung sind nicht einfach machbar nach einem vorgegebenen Muster, sondern in der Grenzsituation des Sterbens sind beide auch Wagnis von seiten des Menschen und Geschenk Gottes.

Jesus betete in seiner Sterbestunde: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Markus 15,34). Indem er dieses Psalmwort in seiner Not vom Kreuz schrie, zeigte er, daß für ihn im Tod sein Gegenüber nicht das schweigende Nichts, sondern der helfende Gott ist.

Wir sollten es wagen, angesichts des Todes an das Wort des johanneischen Christus zu glauben: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Johannes 14,6). Wenn nicht

schon früher im Leben, so sind wir spätestens jedoch im Sterben mit leeren Händen vor Gott, können eigentlich nur noch stammeln, nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Was dürfte Sterbebegleitung dann anderes sein, als Zuflucht zur grundlosen Liebe Gottes zu nehmen und sich als Menschen gegenseitig zur Barmherzigkeit zu verführen?